

Ueber die Balladen Spittelers [Fortsetzung]

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573520>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

legen Sie sich's! Besser gar nichts getan, als ein herrliches Material verschandelt! Das kann ich nicht mit ansehen, dazu gebe ich mich nicht her. Also was wollen Sie?"

"Arbeiten . . . Lernen!" Das sagte die junge Frau in einem so eigen-festen Ton, daß der Lehrer sie aufmerksam betrachtete.

Dann nahm er plötzlich mit starkem Druck ihre Hand: "Gut! Ich glaube Ihnen. Morgen fangen wir an. Auf Wiedersehen!"

Er ging. Hilbe atmete auf. Ihr schien, sie habe soeben eine neue Bestätigung dafür erhalten, daß sie ein Recht habe auf Selbstbestimmung und innere Freiheit.

Wenn Fritz ihren Brief nur in der richtigen Stimmung las. Darauf kam alles an. Ach Gott, daß es doch so schwer war, den Weg zu finden von einem Menschen zum andern! Daß es nicht genügte, zu wollen, daß es selbst nicht genügte, sich zu lieben, daß immer eine Wand da war, unsichtbar, aber undurchdringlich!

Sie dachte an ihre Eltern -- Die hatten sich freilich nie verstanden, und in der Familie gab man selbstverständlich der Mutter schuld. Es ist die Pflicht des Weibes, ihren Mann zu verstehen, sagten die unverheirateten Tanten. In Hilbe regte sich schon damals der Widerspruch. Ihr schien, man konnte nicht als Pflicht aufstellen, was nur das Schicksal zu verschenken oder zu versagen vermochte. Allerdings glaubte sie, als sie sich verlobte, daß gegenseitige Liebe gegenseitiges Verständnis nach sich ziehe.

Nun aber sah sie, wie schwer es war, von den tausend kleinen Quellen zu wissen, die in eines andern Seele rieseln und deren Ursprung man entdecken muß, wenn man erkennen will, wohin der große Strom, zu dem sie sich vereinen, flutet. Was gibt man sich denn? Das Fertige, das Gewordene, den Kern, losgelöst von der Schale, die Frucht, die uns oft so fremd ist, daß wir nicht wissen, auf welchem Baum sie wuchs.

Das andere müssen wir erraten, und wie oft raten wir falsch. Da kann nur etwas helfen, das außerhalb unseres Willens ist, etwas, das kommt und geht, ohne Wahl, ohne Gesetz, Segen bringend oder Glück nehmend -- jenachdem.

Aber Hilbe war jung genug, um sich aus dem Schatten nachdenklicher Sorge in die Helle des Selbstvertrauens zu retten. Ihr fiel Bernhard Siegel und sein Entzücken über ihre Stimme ein. Ach was, wenn Fritz ihre Worte nicht begriff, dann sang sie ihm eben das Verständnis in die Seele!

Leise glitten ihre Finger über die Tasten. Mit den Tönen, die ihr am nächsten standen, mit ihrem eigenen Lied, sang sie sich frei: "Daß du mich liebst, das wußt' ich . . ."

Ihre Stimme, anfänglich etwas belegt, wurde reiner und voller von Takt zu Takt. Wie die Erfüllung aller Sehnsucht klang die letzte Strophe:

Mein Herz ist wie die Sonne
So strahlend anzusehn,
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön . . .

(Fortsetzung folgt).

Ueber die Balladen Spittellers.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Meyer umhüllt seine geschichtlichen Gestalten mit dem feierlich gedämpften Hellbunzel gotischer Dome; Spitteler stellt sie in ein scharfes Freilicht. Er steht nicht an, wie zum Beispiel im „Gotenknecht“, die beglückendsten Wirkungen zu opfern. Wie schön, wie innig beginnt dieses Gedicht, das mit kaltem Hohn schließt! Man kann Sehnsucht und Treue wohl nicht besser darstellen, nicht prägnanter in Worte fassen. Wir haben da konzentrierteste Spittelerische Vortragskunst. Jede Zeile trägt ein Bild, und was sind es für Bilder! Sie zeigen uns, was die Sehnsucht dunkler Jahrhunderte südwestwärts im blühenden Lenz suchte.

Ein Gotenknecht im Apfelbaum
Träumt' einen jungen Wandertraum.
Er hält das Bild der Kaiserin
Und schaut zum Waldgebirge hin.

Dort wo am duft'gen Horizont
Die Frühlingssonne wärmer sonnt,
Wo blauer strahlt des Himmels Blau,
Dort liegt der beneidete Gau,

Dort thront die wunderbare Stadt,
Die Ruhm und üppige Frauen hat.
Sein Auge nezt ein Tränenstrom,
Und seine Lippen fallen: „Rom!"

In einer grauen Regennacht
Hat er sich heimlich aufgemacht,
Und unaufhaltsam weiter flieht
Sein Fuß, wohin das Herz ihn zieht.

Er leidet Hunger, Durst und Not,
Gefahr aus allen Büschen droht;
Er nimmt es alles für Gewinn
Und küßt das Bild der Kaiserin.

Unter der gedrängten Folge der Ereignisse, was spricht für ein vollständiges Menschenschicksal zu uns, sieht uns an mit klagenden Blicken!

Ein psychologisches Meisterbild ist auch der Schuster in der Ballade „Der Keger“. Es ist mit Hammerschlägen aus dem Schweigen der Volksseele herausgehauen. Man bemerkt die fast fieberhafte geistige Lebendigkeit des Gedichtes, die des Lesers Gemüt unabweisbar bedrängt! Das Pathos des Jornes und der Verzweiflung spricht hier aus dem Munde des gequälten, vormalis so gutwilligen Mannes:

Als der Bischof Leo saß beim Mittagsmahl,
Nam derselbe Schustersmann zum dritten Mal.
„Zwanzig fromme Fratres sprengten Guß auf Guß
Mir aufs sündige Haupt den heiligen Weihefluß.
Viele Stunden ohne Unterlaß und Ruh
Setzten sie dem Teufel auf lateinisch zu.
Ist doch alles gleich, als wär' es nicht gewesen,
Kann nicht heilen, kann vom Zweifel nicht genesen.“

Hell und lieblich sind Spittellers Naturballaden. Dichtungen wie „Die Blütenfee“, „Die Mittagsfrau“, „Die Schneekönigin“, „Der Wanderer“ machen die letzte Schönheit der Jahres- und Tageszeiten wie der Fremde wahrnehmbar. Das pathetisch schöne Herbst- und Morgenlied finden wir unter „Spruch und Lied“: „September“. Niemand, der es kennt, wird von Sommerglut und wehenden Halmen die Erinnerung an die „Mittagsfrau“ wieder trennen können. Wunderbar behutsam und behende gehen hier Wort und Rhythmus den geheimnisvoll raschelnden Naturlauten nach.

Wenn die Mittagsfrau durch das Kornfeld schleicht,
Leis und geschwind,
Wie die Schlange so rasch, wie der Iltis so leicht,
Güte dich, Kind!

Da ist der Atem der großen Sommerstille, der auf- und niedergeht. Ein fremder Ton (vielleicht slavisch), den der Dichter, wie schon gesagt, wo es ihm darum zu tun ist, trefflich meistert, übt hier keinen Zauber, während wieder ein ganz feines Lächeln des Spottes direkt Spitteler'scher Herkunft ist:



Glockengiesser Hans Balthasar Keller von Zürich (†1702).
Nach dem Bildnis von Giacinto Rigaudi (1659—1743)
im Künstlergülden zu Zürich (S. 216).

„Und lugst nach den lustigen Maidlein aus.
Das darfst du nicht!“
„Die Blütenfee“ ist ein Lied der Lieder und die Klarheit selbst. Was Morgen und Matenlust, die allzusehnlich vergehen, dem elementaren Empfinden der Völker bedeuten, das sieht und illustriert darin, nach der Schmiede reitend
Janko früh am Tag.
Blütenschneegeföhber segnet seine Fahrt,
Lilien trägt des Nöckleins Mähne, Schweiß und Bart.
Lacht der muntre Knabe: „Sag' mir, Nöcklein traunt:
Bist bekränzt zur Hochzeit; doch wo bleibt die Braut?“
Wir sehen in dieser Ballade die Sprache des Volksliedes von einem Künstler gehandhabt und bis zur kristallhellen Durchsichtigkeit verfeinert. Nur ein Beispiel:
An des Kindes Stelle saß die schönste Maid.
Da geschah dem Jungen süßes Herzeleid.
Flüsterte die Schöne: „Liebster Janko mein,
Hab' ein kostbar Klinglein, strahlt wie Sonnenschein.
Bin dir hold gewogen, schenk' es dir zum Pfand.
Weh, ich hab's vergessen, habend an dem Strand...

Man kann angesichts der einfachen, aber in ihrer Schönheit jedem Erdenstaub entrückten Vorgänge, die das wehmütige „Alles ist eitel“ in der Blütenfee symbolisch darstellen, nur Entzücken fühlen.

Goldselig ist auch die „Schneefönigin“, ganz von silberheller, flockenreiner Poesie erfüllt. Hören wir nicht ganz leise und ferne den Schlitten von Raj und Gerda klingen? An dem nordischen Kindermärchenglanz, den wir nie vergessen haben, spinnt sie weiter mit schimmernden Fäden.

Immer gewinnt bei Spitteler, wo von Kindern die Rede ist, der Ausdruck Zunichtigkeit. (Es ist bekanntlich auch bei Keller der Fall). Mit wie viel zärtlichweicher gemalteter Schönheit umgibt er in der „Schneefönigin“ das kleine verlorene Kind! Man betrachte das Abendbild:

Inzwischen dunkelt's im Zenith. Ein kaumig Flockenheer
Flüstert vom Himmel leis herab, und einsam wird's umher.
Der die Verwandlung nach dem Erscheinen der Fee:

Verschwunden ist die Müdigkeit, das Auge jauchzt und strahlt
Und unversehns erglänzt die Welt mit Märchenschein bemalt
Es lebt der Wald, es singt die Luft, so hold, man glaubt
es kaum.

Diamanten sprüht das Gletscherfeld und Sterne spriekt der
Baum.

Was bedeuten zwei Verse wie die folgenden für Auge
und Ohr:

Nach sieben Tagen blies der Föhn vom Berge lau und lind
Was weinen und was wimmern so die Glocken durch den
Wind?

Hier beglückt wieder ein Trauerklang, weil er so schön ist. Dieser reißt sich unverweilt den unvergeßlichen Melodien an. Ein leise raunender Föhnhauch, der „Glockenlieder“ und Silbergrüße vom Bergland hinter dem Heimatsee herüberträgt, kann ihn uns bringen. Und die Mittagsstunde ist beseelt.

Es gibt noch mehr Kinder im Balladenbuch Spittellers, die unserm Gefühl nahetreten und in ihrer Art deutlich erkennbar werden. Letzteres erreicht der Dichter mit zwei Worten. Zu ihnen gehört vor allem das „gläubige Biblein“ mit dem „glanzerfüllten Blick“, aus „Camera obscura und bengalische Beleuchtung“, das der Dichter über die grausame Wirklichkeit der Dinge belehren läßt, es zugleich, nur dem feinen Gefühl spürbar, einhüllend mit seinem zarten Mitleid. Es ist ja prädestiniert! Zum großen Manne!

Originell ist „Das Postmaidlein“, in dessen behender Gestalt einer der kleinen Gnome, die des Bergvolkes Wohl und Wehe in den Händen halten, verkörpert scheint. Es ist ihnen verwandt bis auf die naive Seelenlosigkeit und gemäßenartige Zusammengehörigkeit mit der grünen Bergmatte. Auch sonst wirkt es typisch und weckt Bergheimweh.

Spitteler betont hier und da, nicht ohne Bezug auf sich selbst, daß dem Epiker die Schönheit des äußern Weltbildes wichtiger sei als der psychische Vorgang. Nun ist allerdings die äußere Schönheit seiner Poesie durchweg groß; jedoch selten ist ihr der Gedanken- und Empfindungsgehalt unebenbürtig. Daß gerade seine Dichtungen unter „Heimat und Vaterland“ von einer tiefen Innerlichkeit sind, charakterisiert ihn als Schweizer. „Lobsingend einen süßen Psalm“ hat der Dichter sein Heimatland gepriesen.
(Schluß folgt).

Am Rheinfall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georges Speck, Schaffhausen.

(Fortsetzung).

Die Sonne stieg höher. Durch die Fenster flutete plötzlich ein breites Licht, sodas die ewige Lampe, die vor dem Altar hing, beinahe erlosch. Das Chorfenster war halb geöffnet. Ein Sperling flog auf den Rahmen und guckte neugierig herein. Ein Chorhabe, dem der Rauch aus dem Weisfaß seines Kollegen die Nase beizte, nieste stark, worauf der Sperling erschrocken davon-

schwirrte. Der Ministrant, der das Rauchfaß schwang, freute sich über seine Taten und schwang das Faß noch stärker, daß dicke Schwaden emporstiegen.

Hinten stieg der Dunst der Menge auf; vorn, im Chor, wallten die Weisrauchwolken feierlich zur Decke empor. Das Bild des großen hölzernen Christus, das über dem Altar hing, schaute wie aus einem Nebel hervor,